

**Herbsttagung 2018 der Fachgruppe Geschichtsmuseen
und des Arbeitskreises Bildung und Vermittlung
im Deutschen Museumsbund:
Allheilmittel oder Selbstaufgabe?
Ein Zwischenstand zu Erfahrungen, Chancen und Grenzen
der Partizipation in Museen
Historisches Museum Frankfurt a. M., 8. bis 10. November 2018**

PROTOKOLL

8.11.2018

Begrüßung

Als geradezu idealen Veranstaltungsort für eine Tagung, die sich unter dem Titel „Allheilmittel oder Selbstaufgabe?“ den Erfahrungen, Chancen und Grenzen partizipativer Ansätze in der Museumsarbeit widmen wollte, erwies sich das ziemlich genau ein Jahr zuvor, im Oktober 2017, neu eröffnete Historische Museum Frankfurt. Direktor **Dr. Jan Gerchow** hieß zu Beginn die stolze Zahl von rund 100 Teilnehmer*innen willkommen und stellte „sein“ Museum als Ort der Diskussion über eine kulturell diverse Stadtgesellschaft vor. Die sich aus diesem Anspruch ableitenden zahlreichen partizipativen Ansätze der Einrichtung sollten die Tagungsgäste noch intensiv kennenlernen.

Dr. Wilhelm Stratmann, Fachgruppensprecher der Geschichtsmuseen, griff den von Gerchow gesponnenen Faden auf und stellte in seiner Begrüßung drei Grundfragen zur partizipativen Arbeit in Museen in den Vordergrund: Mit wem arbeitet man partizipativ? Wie ermöglicht man Partizipation? Und: Welche Themen behandelt man unter partizipativen Gesichtspunkten? Für eine fruchtbare Diskussion dieser Fragen hätten sich zu dieser Tagung erstmals zwei Fachgruppen des DMB zusammengeschlossen. Stratmann dankte den Organisator*innen Dr. Claudia Gemmeke, Stadtmuseum Berlin, Dr. Simone Mergen, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Prof. Dr. Tobias Nettke, HTW Berlin, und Dr. Susanne Sommer, Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg, für das vielfältige und anspruchsvolle Programm und den Organisator*innen am Tagungsort für die reibungslose Bereitstellung der benötigten Infrastruktur. Vor allem galt sein Dank aber dem Hausherrn, Direktor Gerchow, für die Bereitschaft, ein Jahr nach der Neueröffnung des Historischen Museums einer so großen Zahl an Tagungsgästen die Tore seines Hauses zu öffnen.

Im Namen des Arbeitskreises Bildung und Vermittlung beim DMB begrüßte schließlich dessen Sprecherin **Dr. Simone Mergen** die Tagungsgäste. Mit Spannung erwarte sie die erste Kooperationsveranstaltung mit der Fachgruppe Geschichtsmuseen, die eine Zwischenbilanz der mittlerweile in der Museumsarbeit fest verwurzelten und in der Forschung intensiv analysierten Partizipation bieten sollte, darüber hinaus aber noch nähere Erkenntnisse und Perspektiven über die Weiterentwicklung partizipativer Arbeit in den verschiedenen Museen liefern könnte – gerade angesichts der unterschiedlichen, auf der Tagung vertretenen musealen Berufsfelder.

Dr. Claudia Gemmeke, mit **Dr. Susanne Sommer** gemeinsam im Beirat der Fachgruppe Geschichtsmuseen für die Entwicklungen der Tagungen zuständig, führte dann in das Thema und Programm ein. Die Intention der Tagung sei, das derzeit allseits beliebte Thema Partizipation auf den Prüfstand zu stellen und eine Zwischenbilanz zu ziehen. Gefragt werden solle nach den Bedingungen des Gelingens wie des Scheiterns partizipativer Projekte. Weitergehende Fragen sollten lauten: Wie verändert Partizipation das Museum? Oder: Warum überhaupt Partizipation? Kurator*innen wie Vermittler*innen sollten nicht nur mit neuen Impulsen nach Hause fahren, sondern auch mit einer Haltung zum P.-Thema. Im Mittelpunkt stand letzten Endes die Frage „Wie ernst meinen wir es mit der Partizipation?“ Die Tagung sei gegliedert in drei Blöcke: Einführung/Überblick, Praxis-Beispiele und Austausch/World-Café zu den Fragen der Tagung – und folgte damit einer angenehm klaren Dramaturgie. Als eine weitere Neuerung, neben der gemeinsamen Durchführung mit einem/anderen Arbeitskreis/Fachgruppe, setzte das Programmteam mit einem „Slam“ zur Vorstellung der Praxisbeispiele und dem World-Café zur wirklich gemeinsamen Erörterung der genannten und weiterer Fragen zur Partizipation an Museen auf neue, publikumsfreundliche Formate bei der Tagungsgestaltung.

Keynotes

Die Tagung widmete sich sodann den Keynotes, deren erste von **Dr. Anja Piontek**, Museale Kunst- und Kulturvermittlung | Museum Studies, Würzburg, geboten wurde: **„Partizipation: Das Salz in der Suppe – oder doch das Haar?“** Die Referentin, Museologin, Pädagogin und Autorin des Standardwerkes „Museum und Partizipation – Theorie und Praxis kooperativer Ausstellungsprojekte und Beteiligungsangebote (2017)“, geht bei der Umschreibung des Begriffs der Partizipation in der Museumsarbeit zunächst von einem ungleichen, hierarchischen Ausgangsverhältnis zwischen dem Museum und seinen Besucher*innen aus, das bei partizipativer Arbeit zu einem Ausgleich geführt werden sollte. Voraussetzungen hierfür sind – und zwar sowohl von der externen Teilnehmer*innen wie von der Museumsseite aus – gegenseitiges Interesse, Ergebnisoffenheit, Bereitschaft zur Abkehr bzw. Infragestellung von Hierarchien und Herrschaftswissen, Selbstreflexion, Transparenz sowie die Möglichkeit für alle Teilnehmenden sich als echte Akteur*innen zu begreifen. Ein daraus entwickeltes, facettenreiches „Dimensionenmodell“ bildet die Kategorien partizipativen Arbeitens ab: Zu den „Kategorien“ im Sinne von Pionteks „Dimensionenmodell“ zählen bspw. Objekte (Ermöglichung privater Objekte von Teilnehmerseite und damit Zulassung subjektiver Sichtweisen), Beteiligung (Mitsammeln, Mitforschen, Mitvermitteln...), Typen (von der Zuarbeit über die Mitarbeit zur Zusammenarbeit) oder Kommunikation und Interaktion (harmonisch-langweiliger oder kontroversbereit-vielfältiger Austausch). Der anspruchsvolle Prozess, der Partizipation im Museum umreißt, stellt damit an die Museumsleute durchaus neue Anforderungen, wenn man zum Beispiel an die hierfür notwendigen moderierenden Fähigkeiten denkt. Aber auch den Teilnehmenden wird eine im Zusammenhang mit einem Museumsbesuch bislang vielleicht eher unbekanntere Einsatzbereitschaft abverlangt, die Berührungängste ad acta legt, Mut, Mündigkeit und Eigenständigkeit erfordert sowie Mitbestimmungsfähigkeit (auch bei wenig Fachwissen) voraussetzt.

Partizipation im Museum, so die Referentin, ist also ein anstrengender Prozess – warum sollte man sich diesem dann unterziehen? Das vielbeschworene „Aussterben“ des Bildungsbürgertums, der demografische Wandel, eine Abkehr vom verstaubten und

anstrengenden „Wissens-Museum“ und zunehmende Konkurrenz auf dem Freizeitmarkt bilden sicherlich wichtige, allerdings vor allem äußere Anreizfaktoren für partizipative Museumsarbeit. Entscheidend, so die Referentin, sei eine demokratisch-diskursorientierte Neuorientierung der Museen, die automatisch neue, bislang museumsferne Besucher*innengruppen ins Auge fasse. Hinzu kommt der Wandel des musealen Selbstverständnisses und der Museumsarbeit durch die neuen Medien. Unter Beachtung dieser Prämissen könnten Museen auf Dauer zu „Austausch-Foren“ der Gesellschaft werden – so die Hoffnung Pionteks.

Die anschließende Diskussion zeigte sich vielgestaltig. Ein stark diskutiertes Thema bildete die Frage, welche historischen Epochen sich besonders für partizipative Arbeit anbieten. Zwar wurde von der Referentin die These vertreten, dass jüngere historische Abschnitte sich hierfür besser eigneten, doch sollten Wissenschaftler*innen, Kurator*innen und Museumspädagog*innen über genügend Expertise verfügen, auch weiter zurückliegende Themen ins Heute zu holen und damit für partizipative Angebote zu öffnen. Als Problempunkt auf dem Feld der Partizipation im Museum stellte sich in der Diskussion die Notwendigkeit der Verstetigung heraus: Zu häufig sei partizipative Arbeit rein projektbezogen und damit befristet – ein noch häufiger während der Tagung angesprochener „Knackpunkt“. Widerspruch erntete schließlich die Ansicht Pionteks, eine spürbare Krise der Museen zwinge diese förmlich zum Umschwenken auf partizipative Museumsarbeit. Diesbezüglich, so eine verbreitete Meinung unter den Gästen, könnten Museen inzwischen wieder zuversichtlicher sein; besser sei es von einer „Krise der Gesellschaft“ zu reden, die den Museen neue Aufgaben zuweise – wodurch die Wichtigkeit von Partizipation im Museum gesellschaftspolitisch bewiesen war.

In der zweiten Keynote zur Tagung stellten **Dr. Jan Gerchow und Susanne Gesser** die jüngste Entwicklung des Historischen Museums Frankfurt (HFM) „**Vom Fachmuseum für Geschichte zum partizipativen Stadtmuseum**“ vor, das bewusst als Tagungsort ausgewählt worden war: Die grundlegende Neukonzeptionierung des HFM hat in den zurückliegenden Jahren den deutschen Diskurs über die Einrichtung „Stadtmuseum“ maßgeblich beeinflusst und damit deren Neupositionierung angestoßen, insbesondere was das partizipative Arbeiten angeht.

Zunächst ging Dr. Jan Gerchow, Direktor des HFM, auf diese letzte Verwandlung in der vergleichsweise langen Geschichte dieses Stadtmuseums ein. Wie bereits in den 1970er Jahren, als ein Erweiterungsbau im Stil des Brutalismus die Gelegenheit bot für eine neuartige und wegweisende kritische und didaktische Darstellung der Frankfurter Stadtgeschichte für ein breites Publikum, waren Baumaßnahmen Ausgangspunkt für die Neukonzeptionierung: die Sanierung des Altbaubestands, der Abriss des brutalistischen Erweiterungsbaus und der Neubau des renommierten Stuttgarter Architekturbüros Lederer Ragnarsdóttir Oei, der an dessen Stelle entstand.

Ausgangspunkt der Neukonzeptionierung war die Frage „Für wen machen wir das Museum?“ Anders gefragt: Wenn das Motto des legendären Frankfurter Kulturdezernenten und Initiators des Frankfurter Museumsufers Hilmar Hoffmann „Kultur für alle“ lautet, wer sind denn „alle“? Und: Wie muss ein Museum sein, damit es „alle“ anspricht? Weitere wesentliche Fragen betrafen die Stadt als Gegenstand des Stadtmuseums: Welche Orte besetzt die Stadt? Welche Rolle spielt das Stadtmuseum in einer Stadt? In welchem Verhältnis stehen Stadt und Stadtmuseum zueinander?

Aus der Auseinandersetzung mit diesen Fragen entwickelte das HFM ein neues Selbstverständnis für seine Neukonzeptionierung: Die Stadt ist das einzige Thema, das alle Frankfurter*innen miteinander teilen. Diese sind alle Expert*innen für Frankfurt. Wenn das HFM ein relevanter Ort für Frankfurt sein möchte, sollte es nicht über die Stadt sprechen, sondern für sie bzw. mit ihr, damit möglichst viele Frankfurter*innen sich in ihm wiederfinden. Das bedeutet in der Konsequenz, dass das HFM die Diversität der Stadtgesellschaft – die in Frankfurt besonders ausgeprägt ist – widerspiegelt, indem es möglichst „allen“ Angebote zur Verfügung stellt. Deswegen arbeitet das Museum partizipativ und inklusiv.

Das neue HFM wurde vom 4. bis 6.10.2017 eröffnet. Es umfasst sieben Häuser aus acht Jahrhunderten und zwei Museen und beinhaltet sieben Dauerausstellungen sowie bis zu vier Sonderausstellungen.

Die Gesamtpräsentation ist gekennzeichnet durch verschiedene Gestaltungen, Modi und Stimmungen, trägt den verschiedenen Zeitbudgets der Besucher*innen Rechnung, macht allen Generationen Angebote und bietet ein hohes Maß an Interaktivität.

Die Vielzahl und Vielfalt der Angebote stellt die Besucher*innen vor die Schwierigkeit auszuwählen und überfordert sie teilweise, so dass sie erst lernen müssen, sich zurechtzufinden. Dabei helfen u. a. eine Highlight-Tour und Rundgänge zu Themen wie Frauen oder Migration, angeleitet durch handliche Hefte im DIN A6-Format.

Als Besonderheiten befinden sich im neuen HFM zwei große Medienstationen zur Geschichte des Ortes, u. a. der Hafenanlage aus dem 13. Jahrhundert, die bei den Bauarbeiten zutage trat. Die sogenannte Schneekugel führt acht Frankfurt-Klischees in Modellen vor, z. B. das kriminelle Frankfurt. Diese stellen eine Annäherung an das gegenwärtige Frankfurt dar, die teilweise partizipativ entwickelt und von Künstler*innen gestaltet wurde. Die Modelle gelangen hydraulisch aus den Tiefen der Kugel auf deren Bühne, wo sie in einer ca. sechsminütigen Show präsentiert werden.

Das Hauptstück des Hauses bildet die klassisch kuratierte stadtgeschichtliche Dauerausstellung „Frankfurt Einst?“ über zwei Stockwerke. In fünf Galerien (100x Frankfurt, Stadtbilder, Bürgerstadt, Geldstadt, Weltstadt), ergänzt um eine Zeitleiste, wird quasi die DNA von Frankfurt vorgestellt, d. h. das, was Frankfurt ausmachte und ausmacht, was die Stadt immer gut konnte. Die Sonderausstellungen auf der großen Wechsellausstellungsfläche werden ebenfalls klassisch kuratiert, z. Zt. „Damenwahl! 100 Jahre Frauenwahlrecht“.

Als Ausblick erwähnte Jan Gerchow abschließend die Entwicklung eines digitalen Museumsportals.

Im zweiten Teil der Keynote stellte Susanne Gesser, Leiterin des „Jungen Museum Frankfurt (Kindermuseum)“ am HFM sowie des Bereichs „Ausstellen und Vermitteln“, eine weitere Säule des neu ausgerichteten Hauses vor, das „Stadtlabor“. Das Stadtlabor verfügt mit „Frankfurt Jetzt!“, dem zweiten, der Gegenwart und Zukunft der Stadt gewidmeten Dauerausstellungsbereich im neuen HFM, über eine ebenso prominente wie repräsentative Ausstellungs- und Veranstaltungsfläche. In der Bau- wie Konzeptionsphase des neuen HFM war das „Stadtlabor unterwegs“ in verschiedenen Teilen Frankfurts, um dort partizipativ Ausstellungen zu entwickeln.

Das Stadtlabor ist eine partizipative Methode, mit der das HFM in verschiedenen Formaten zusammen mit Frankfurter*innen die Stadt erkundet. Die Fragen, die dem Stadtlabor zugrunde liegen, lauten „In welchem Frankfurt lebst Du?“ und „Was ist Dein Frankfurt?“ Die Teilnehmenden sollen ihre Perspektive auf die Stadt einbringen, ihr Alltags- und Erfahrungswissen als Einwohner*innen. In der partizipativen Zusammenarbeit von Museum und Teilnehmenden kommt so eine geteilte Expertise zum Tragen, einerseits die Expertise des Museums zu sammeln, auszustellen und zu vermitteln, andererseits die Expertise der Teilnehmenden für die Stadt.

Um Teilnehmer*innen für die partizipative Arbeit im „Stadtlabor unterwegs“ zu gewinnen, verließ das HFM sein Domizil und begab sich in die Stadt. Die Bauphase begünstigte dieses Vorgehen. Raus in die Stadt zu den Leuten zu gehen, bedeutete, so Susanne Gesser, Herausforderung und wunderbare Erfahrung gleichzeitig, die das Selbstverständnis von Kurator*innen wie von Vermittler*innen verändert hat. 15 bis 300 Menschen, darunter ebenso Gruppen wie Einzelpersonen, sind in den zurückliegenden Jahren den Einladungen gefolgt, sich an fünf „Stadtlabor unterwegs“-Projekten aktiv zu beteiligen. Dabei stellte sich die Zusammenarbeit mit großen Gruppen als leichter heraus als die mit kleinen. Viele gemeinsame Aktivitäten fanden abends oder am Wochenende statt – dann, wenn die Co-Kurator*innen Zeit haben. Thema war in der Regel ein bestimmter Ort, wie das Frankfurter Ostend. Die Beteiligungsformen unterschieden sich. Die professionellen Gestalter*innen der Ausstellungen wurden vertraglich dazu verpflichtet, die Ausstellungsarchitektur partizipativ zu entwickeln.

Mit der Eröffnung der Dauerausstellung „Frankfurt Jetzt!“ finden Stadtlabor-Ausstellungen nun auch im HFM statt, z. Zt. „Stadtlabor Orte der Jugend“.

Über die Jahre hat das HFM kontinuierlich neue Anwendungen für die Stadtlabor-Methode entwickelt. Im Sommer 2015 entstand als zweites Format neben den Ausstellungen die Sommertour. Im Rahmen der ersten Sommertour befuhr das HFM mit einem speziell ausgerüsteten Fahrrad Stadtteilstadt und befragte dort die Bewohner*innen, was sie für das Wichtigste in ihrem Stadtteil halten. Die Ergebnisse gingen ein in das Frankfurt Modell, das der niederländische Künstler Hermann Helle schuf und das nun in der Dauerausstellung „Frankfurt Jetzt!“ einen zentralen Platz einnimmt und die Besucher*innen miteinander ins Gespräch bringt.

Daneben wurde die Methode Stadtlabor auch auf andere museale Tätigkeiten bzw. Medien erweitert, so im „Stadtlabor Sammlungs-Check. Migration partizipativ sammeln“ bzw. im „Stadtlabor 2017 – Stadt filmen“ sowie im „Stadtlabor digital“. Dadurch erreicht die Zusammenarbeit zwischen Museum und Teilnehmenden immer wieder eine neue Qualität.

Ein Versuch, die Teilnehmer*innen über das jeweilige Projekt hinaus an das Museum zu binden, stellt der „Stadtlabor Club“ dar, dem derzeit ca. 1.000 Mitglieder angehören, von denen ca. 400 aktive Mitglieder sind. Es gibt Teilnehmende, die immer wieder mitmachen. Manche wiederum merken im Lauf eines Projekts, dass ihnen die Mitarbeit zu viel wird.

Eine grundsätzliche Frage ist, wie Menschen erreicht und gewonnen werden können, die von sich aus nicht ins Museum gehen würden, oder wie Stimmen, die fehlen, ins Museum geholt werden können. Hier sind Keyworker und Multiplikatoren hilfreich. Darüber hinaus werden für die Kontaktsuche und -aufnahme sämtliche Kanäle der Kommunikation genutzt.

Im Anschluss an die Keynotes des ersten Veranstaltungstages konnten die Tagungsteilnehmer*innen in mehreren Führungen durch das Historische Museum Frankfurt dessen Dauerausstellungen „Frankfurt Einst?“ und „Frankfurt Jetzt!“, das „Junge Museum Frankfurt (Kindermuseum)“ und die Sonderausstellung „Damenwahl! 1918/19 – Frauen in der Politik“ kennen lernen.

9.11.2018

Bevor am zweiten Tag des Treffens sieben Praxis-Beispiele für Partizipation vorgestellt wurden, gab **Prof. Dr. Tobias Nettke**, an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, Fachbereich Gestaltung und Kultur, zuständig für Bildung und Vermittlung im Museum, Museumspädagogik, Museumskommunikation und Kulturvermittlung, anknüpfend an die Keynote von Dr. Anja Piontek einen einführenden Überblick über „**Formen der Partizipation in Museen**“. Dabei schickte er voraus, dass Partizipation nicht Interaktion zwischen Museum und Publikum bedeutet, sondern dass es bei Partizipation darum geht, dass Menschen einen Beitrag zum Museum leisten bzw. es mitgestalten. Partizipation umfasst, so Nettke, verschiedene Aktivitätsformen oder -typen, die sich nach dem Grad des Beitragens und Mitgestaltens unterscheiden, d. h. auch danach, wieviel Deutungshoheit und Entscheidungsgewalt das Museum an die Teilnehmenden abgibt.

1. Contribution: einfache, niedrighschwellige Form von Partizipation, bei der die Teilnehmenden im Rahmen eines vom Museum klar definierten konzeptionellen Rahmens zuarbeiten und ausführen;
Diese Form der Partizipation hat im Grunde keinen Neuigkeitswert, entspricht sie doch einer gängigen Arbeitsweise von Museen, z. B. wenn sie Sammlungsaufrufe für Ausstellungsprojekte starten. Der Begriff „Community consulting“ mag neu sein, die Praxis, die er bezeichnet, ist für viele Museumsmitarbeiter*innen selbstverständlich;
2. Collaboration: Mitarbeit
Diese Form der Partizipation kann auch enge Mitarbeit bedeuten, die Kontrolle bleibt jedoch beim Museum;
3. Co-creation: Zusammenarbeit
Dieser Partizipationstyp bezeichnet eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe. Das beinhaltet, dass beide Seiten Nutzen aus der Zusammenarbeit ziehen (Win-Win-Situation) und die Ziele des Museums nicht prioritär sind;
4. Hosting: Bereitstellung
Diese Form der Partizipation sieht vor, dass das Museum externen Gruppen Ressourcen zur Verfügung stellt, die diesen ermöglicht, eigene Projekte zu verwirklichen.

Welche Formen oder Typen von Partizipation ein Museum in einem partizipativen Projekt anstrebt, sollte im Vorfeld nach Maßgabe seines Selbstverständnisses und seiner Zielsetzungen intern geklärt werden. Es ist auch möglich, dass die Partizipationsformen im Verlauf eines Projekts wechseln.

Diese Klärung sollte Teil einer umfassenderen hausinternen Selbstverständigung über Form, Inhalt sowie Maß/Steuerung von partizipativen Projekten sein. Mit Abschluss dieses Prozesses sollten die Fragen beantwortet werden können: Wozu partizipieren? Wer soll

partizipieren? Woran soll partizipiert werden? In welcher Form? Welches Maß an Steuerung durch das Museum sollte verwirklicht werden?

Wesentlich ist dabei auch, dass das Museum vor der Kontaktaufnahme mit möglichen Teilnehmenden klärt, was das Projekt mit denen, die teilnehmen sollen, zu tun hat, warum diese sich beteiligen oder mitgestalten sollen, was diese von der Beteiligung und Mitgestaltung haben

Grenzen der Partizipation sieht Prof. Dr. Tobias Nettke da, wo lediglich Inhalte des Museums ergänzt werden sollen, wenn Partizipation unreflektiert erfolgt und dadurch schnell zur Mogelpackung verkommt, oder wenn der Begriff Partizipation unpräzise bleibt.

Im Anschluss an diesen theoretischen Überblick wurden in Slam-Form, d. h. kurz und knapp in jeweils zehn Minuten, **sieben Praxis-Beispiele partizipativer Projekte** vorgestellt:

Dr. Bettina Blum, Universität Paderborn
Briten in Westfalen 1945-2017/The British in Westphalia 1945-2017
21.10.2017 bis 28.2.2018, Stadtmuseum Paderborn

Aus Anlass des bevorstehenden Abzugs der britischen Truppen aus Nordrhein-Westfalen (offizielle Verabschiedung 2019) sollte das bislang wenig erforschte Verhältnis von britischer Armee und deutscher Bevölkerung zwischen der Besetzung 1945 und dem schrittweisen Abzug bis 2017 aufgearbeitet und u. a. in einer Ausstellung dargestellt werden. Es musste praktisch von Grund auf recherchiert werden, welche Themen und Objekte für beide Seiten in dieser Zeit von Bedeutung waren. Das Projekt war nicht partizipativ angelegt, sondern entwickelte sich dahin. Es begann auf der Grundlage eines Netzwerks von unterschiedlichen, auch britischen Institutionen und mit einem Unterstützungsauftrag. Die Kontaktaufnahme fand über Telefonate und E-Mails statt. Es entwickelte sich ein Kommunikationsprozess, an dem sich insgesamt ca. 200 Menschen beteiligten. Die erforderlichen Entscheidungen traf das Kurator*innenteam möglichst in Rückkopplung mit den Teilnehmenden. In zweijähriger Vorbereitung ist so eine sehr persönliche Ausstellung entstanden, deren Resonanz überwiegend positiv war. Ein Drittel der Besucher*innen der zweisprachigen Ausstellung waren Briten. Das Projekt entwickelte eine Dynamik, die dafür sorgte, dass im Umfeld eigene Ideen entstanden und umgesetzt wurden, z. B. Zeitzeug*innen-Führungen oder ein deutsch-englischer Sprachabend.

Dr. Nele Güntheroth und Lea Juliane Lutz, Stadtmuseum Berlin
„Bizim Berlin 89/90“ – eine wachsende Ausstellung
13.4. bis 16.9.2018, Märkisches Museums Berlin

“In der Wendezeit bereiste der renommierte Istanbuler Fotograf Ergun Çağatay (1937 – 2018) Ost- und West-Berlin für eine Reportage. Er suchte [sic] die zweite Generation türkischer Einwandererinnen und Einwanderer. Was er fand, war eine Stadt im Umbruch. Seine historischen Fotografien dokumentieren den Alltag türkischer Berlinerinnen und Berliner. Zugleich schließen sie eine Lücke in der Erzählung von Berlins jüngerer

Stadtgeschichte, denn bisher wurde die türkische Perspektive auf Mauerfall und staatliche Wiedervereinigung kaum berücksichtigt.“

<https://www.stadtmuseum.de/aktuelles/bizim-berlin-8990> (30.11.2018)

Das Stadtmuseum Berlin befindet sich zur Zeit in der Phase der Erprobung. Die geplante Neukonzeptionierung des Märkischen Museums und seines Umfelds als ebenso zentraler wie zeitgemäßer Ort für die Vermittlung der Stadtgeschichte Berlins soll mit der Stadtgesellschaft partizipativ ausgehandelt werden. In diesem Rahmen wird als neues Prinzip auch das kollektive Kuratieren in vielfältig gemischten Teams erprobt, z. B. in dem Ausstellungsprojekt „Bizim Berlin 89/90“, das als wachsende Ausstellung konzipiert war.

Das Projekt stand vor zwei Schwierigkeiten: Das Märkische Museum ist bislang kein relevanter Ort für Migrant*innen in Berlin und Migration als selbstverständlicher Teil der Stadtgeschichte ist im Museum noch nicht hinreichend repräsentiert und sichtbar.

Die Ausstellung wurde von einem deutsch-türkischen Team als Prozess in drei Teilen kuratiert: 1. Die Präsentation der Fotos von Ergun Çağatay und 2. die Präsentation von persönlichen Objekten und Tonaufnahmen mit Interviews zu dem, was auf den Fotos zu sehen ist, seien es Personen oder Aspekte türkischen Lebens im damaligen Berlin; 3. die Möglichkeit für die Besucher*innen, sich und ihre Geschichte in die Ausstellung und in das gemeinsam mit der Bürgerstiftung Neukölln veranstaltete Begleitprogramm einzubringen. Diese Partizipation der Besucher*innen wird im Nachhinein als größte Herausforderung bei der Verwirklichung des Projekts angesehen.

Dr. Carola Rupprecht, Deutsches Hygienemuseum Dresden „Welt der Sinne“ – Überlegungen zum Aufbau eines inklusiven Kinder-Museums seit 23.3.2018

Das 2005 eingerichtete Kinder-Museum des Deutschen Hygienemuseums war durch regen Besuch abgenutzt und sollte erneuert werden. Nach einer grundlegenden Überarbeitung sollte es musealer und inklusiver sein. Hierzu fand eine umfangreiche Auswertung der bestehenden Ausstellung mit den jungen Besucher*innen und denen, die mit der Ausstellung arbeiten, statt. Die Kinder plädierten u. a. dafür, dass die Höhepunkte „Tasttunnel“ und „Spiegelkabinett“ erhalten bleiben, die Museumspädagog*innen sprachen sich u. a. dafür aus, dass das Museum für Einzelbesucher*innen wie Gruppen funktioniert und dass die Sinne stärker voneinander abgegrenzt werden. Die Erarbeitung der Umsetzung erfolgte mit der Ausstellungsagentur m.o.l.i.t.o.r. GmbH Berlin und verschiedenen Gruppen. Die Ausstellung versucht, einen kindgerechten mit einem inklusiven Zugang zum Thema der Sinne zu verbinden. Vermittelt werden soll, dass sinnliche Wahrnehmung individuell ist, nicht normal oder defizitär. Bei der Erarbeitung des inklusiven Zugangs war die Frage wesentlich, wie kann hier Vermittlung funktionieren. Was ist beispielsweise für Gehörlose interessant? Wozu sollen sie Zugang haben? Wo macht es keinen Sinn? Der letztendlichen Umsetzung des inklusiven Konzepts lag ein Aushandlungsprozess aller Beteiligten zugrunde, dessen Ergebnis auch auf der Einsicht beruhte, dass eine hundertprozentige Vermittlung aller Inhalte an alle Besucher*innen nicht möglich ist, sondern Kompromisse eingegangen werden müssen.

**Dr. Christine Müller-Horn und Carolin Keim, Kempten-Museum
Stadtexpeditionen Kempten – Wie Partizipation in einem neuen Stadtmuseum
verankert wird
2016-2018**

Ausgangspunkt der Implementierung eines partizipativen Museumsansatzes in Kempten bildete die Neukonzeption des Stadtmuseums im Zumsteinhaus (Abschluss im Herbst 2019). Gefördert im Rahmen von „Fonds Stadtgefährten“ der Kulturstiftung des Bundes sollte durch das Projekt eine breite bürgerschaftliche Beteiligung an der Entstehung des neuen Stadtmuseums erzielt werden. Erreicht wurde die Zusammenarbeit mit elf (!) Partnern aus der Stadtgesellschaft (Schulen, Theater, Freizeiteinrichtungen...), mit denen jeweils ein Einzelprojekt erarbeitet wurde. Herausfordernd waren zum einen seitens der Projektpartner*innen die sehr unterschiedlichen Grade der Bereitschaft, sich einzubringen und Zeit zu investieren, zum anderen vor allem die Unlust des Gestaltungsbüros für das neue Museum, den partizipativen Prozess mitzumachen. Mit Hilfe eines studentischen Gestaltungsteams konnten schließlich zu allen elf Projektgruppen Ergebnisse präsentiert werden. Die Fortsetzung dieses partizipativen Projekts wird ein Bürgerraum im künftigen Stadtmuseums sein, wo neue, bürgerschaftlich erarbeitete Projekte präsentiert und die Diskussion über die Stadtgesellschaft fortgesetzt werden soll. Hierfür, und dies gelte im Grunde für jedes partizipative Projekt, seien neben Geld vor allem viel Zeit und mehr Geduld auf Seiten der oft ungeduldigen Gremien nötig – so das Fazit Müller Horns.

**Constanze Döhler, Karl-Pollender-Stadtmuseum Werne
Werne up'n Patt: Von Weggefährten und Lauffaulen
2017 bis 2019**

Das Thema „partizipative Arbeit in einem Stadtmuseum“ griff anschließend auch Dr. Constanze Döhler, Leiterin des Karl-Pollender-Stadtmuseum Werne, auf. Auch in Werne sollen das 1979 eingerichtete städtische Museum neugestaltet und die Bürger*innen an diesem Wandel beteiligt werden. Dieser Beteiligungsprozess läuft in Werne unter dem griffigen Titel „Werne up'n Patt“, was so viel wie „Werne unterwegs“ bedeutet. Eine Vielzahl sehr unterschiedlicher partizipativer Projekte zur Stadtgeschichte unter der Überschrift „Mobilität“ ergaben sich daraus – mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen und Erfahrungen. Eine Ausstellung zum Thema „Pendeln“ in einer Berufsschule, die Dokumentation der verschiedenen Schulwege durch Grundschulkindern, Workshops zur Zukunft des Stadtmuseums oder ein Projekt mit Heimatverein und örtlichem Gymnasium zum Thema „Mobilität nach 1945“ sind Beispiele dieses Vorhabens, das am Ende auch in einer Abschlussausstellung für die Öffentlichkeit festgehalten wurde. Döhler zeigte aber auch partizipativ angelegte Projekte auf, die im Sande verliefen oder scheiterten, darunter eine Schreibwerkstatt zum Thema „Geschichte unterwegs“ oder ein Straßentheaterprojekt über die Historie bestimmter Straßen der Stadt. Ihr Fazit aus diesem Erfahrungsprozess: Partizipative Projekte bilden einen steinigen Weg, und manche gut gemeinte Idee erfordert eine Modifizierung.

Dr. Caroline Gritschke, Haus der Geschichte Baden-Württemberg

**„Überlebensgeschichten“ – Partizipatives Arbeiten mit Geflüchteten
19.2.2017 bis 24.2.2019, Außenbereich vor dem Haupteingang und Foyer des Hauses
der Geschichte Stuttgart**

Einen anderen Weg der Partizipation im Museum zeigte Dr. Caroline Gritschke vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart auf. In diesem Falle wurde das „Baden-Württemberg-ABC“ im Eingangsbereich des Museums für eine Intervention durch Menschen mit Migrationshintergrund bzw. Flüchtlinge freigegeben. Die ausstellungstechnische Frage „Was macht aus der Sicht der Teilnehmer*innen an diesem Projekt die neue Umgebung Baden-Württemberg aus?“ wurde auf der Meta-Ebene durch ein Bündel weiterer, projektimmanenter Fragestellungen flankiert: Wie macht man das Museum als „fremden Ort“ für die Teilnehmenden vertraut? Wie erreicht man die Gruppe, ohne wiederum ausgrenzend-eingrenzend zu sein? Und: Wie ermöglicht man Partizipation auch über große Entfernungen, da die Teilnehmer*innen selbst oft nicht in die Landeshauptstadt reisen konnten? Die bei den Flüchtlingen vor Ort in Erfahrung gebrachten Geschichten wurden schließlich bestimmten Buchstaben des „Baden-Württemberg-Alphabets“ zugeordnet und mit Originalen oder rekonstruierten Objekten (z. B. im Falle eines im Mittelmeer verlorenen Tagebuchs) ergänzt. Auch dieses partizipative Projekt, so Gritschke, bedurfte eines hohen Maßes an Zeit, Raum und Lern-Bereitschaft – auch um dieses Statement der Teilnehmenden anzunehmen, das da lautet: „Ihr habt uns nie gefragt.“

**Doris Moyrer, Badisches Landesmuseum Karlsruhe
Das Projekt „Creative Collections“
Aktuell**

Im letzten Kurzvortrag des Tages stellte Doris Moyrer vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe mit dem Projekt „Creative Collections“ die Möglichkeit von Partizipation am „musealen Herzen“, der Sammlung, vor. Im Rahmen des Gesamtförderprojekts „Digitale Wege ins Museum“ strebt die Landeseinrichtung mit Hilfe digitaler Angebote eine partizipative Nutzungsmöglichkeit des Objektbestandes an – das Museum soll „Expothek“ oder „Labor“ werden. In einem ersten Schritt sollten 60 so genannte „Bürgerbeiräte“, begleitet von einem „Fachbeirat“ und „Moderatoren“ aus den Reihen des Museumspersonals, hierfür kreative Ideen entwickeln („Design Thinking“), so dass im Idealfall eine win-win-Situation für die Öffentlichkeit und das Museum herauskäme. Die samstäglichen Workshops der beiden Arbeitsgruppen mit Menschen unterschiedlichster Herkunft diskutierten intensiv über das Museum von Morgen und entwickelten „Prototypen“ möglicher zukünftiger Museumswelten, die in einem nächsten Schritt teilweise umgesetzt werden sollen. Auch die Einrichtung der „Bürgerbeiräte“ soll am Leben bleiben. Das Fazit zu diesem komplexen partizipativen Projekt fällt inhaltlich sehr positiv, von der Rahmenbedingungen her kritisch aus: Dem Projekt mangelte es an Zeit- und Personalressourcen, ein breites Publikum wurde nicht erreicht und schließlich konnten die einmal in ihrem Interesse geweckten „Bürgerbeiräten“ nicht sofort wieder für ein Folgeprojekt berücksichtigt werden – das Echo auf partizipative Angebote kann also durchaus stärker als erwartet sein, so die augenzwinkernde „Warnung“ Moyrers an die Kolleg*innen.

Das erstmals auf einer Tagung der Fachgruppe erprobte Format des „**World-Café**“ im Anschluss an die Kurzvorträge bot allen Beteiligten nochmals die Möglichkeit, partizipativ zu unterschiedlichen Facetten des Tagungsthemas mitzudiskutieren, u. a. zur Frage „Wie

verändert Partizipation des Museum?“, zu Faktoren des Gelingens- und Misslingens partizipativer Versuche oder zur Grundsatzfrage „Warum Partizipation?“

Im Anschluss an die lebhafte und intensive Diskussion des Themas Partizipation an den sechs Tischen des World-Cafés wurde ein zweifaches **Resumée** der Tagung gezogen, erstens in Bezug auf die von Fachgruppe Geschichtsmuseen und Arbeitskreis Bildung und Vermittlung erstmals gemeinsam durchgeführte Tagung und zweitens hinsichtlich des Tagungsthemas Partizipation.

Die Resonanz zur gemeinsamen Tagung war rundum positiv. Das Treffen wurde aufgrund des Perspektivwechsels als sehr bereichernd erlebt. Die Mischung der beiden Gruppen wurde als erfrischend empfunden, die Grenzen zwischen Kuratieren und Vermitteln hätten sich irgendwann im Lauf der Tagung verwischt.

Als positiv wurde die Mischung zwischen Vorträgen und der Gelegenheit zu Austausch, gegenseitigem Lernen wie auch zur Bestätigung einzelner Haltungen hervorgehoben.

Ebenfalls positiv herausgestellt wurde die mutige selbstkritische Diskussion auf der Tagung verbunden mit dem Wunsch, diese in die Häuser zu tragen und den jeweiligen Trägern zu vermitteln.

Nach dem World-Café herrschte der Eindruck vor, dass die Praxis des partizipativen Arbeitens in Geschichtsmuseen im Verlauf der Tagung umfassend und selbstkritisch analysiert wurde. Es kam jedoch in der Diskussion eine Verunsicherung über die eigene Rolle der Museumsmitarbeiter*innen zum Ausdruck, z. B. was erforderliche Kompetenzen und Ressourcen angeht. Eine Frage lautete: Wie kann man wissenschaftliche Ansprüche bei partizipativer Arbeit aufrechterhalten und Beliebigkeit vermeiden? Geäußert wurde die Angst/Sorge/Skepsis, welche Menschen bei partizipativen Projekten auf das Museum zukommen und ob die Mitarbeiter*innen angesichts gegenwärtiger gesellschaftlicher Entwicklungen (z. B. zunehmende Infragestellung demokratischer Grundwerte, Rassismus unter Ausländern) in der Lage sind, mit den Prozessen in partizipativen Projekten fertig zu werden. Wie weit soll man sich öffnen (Stichworte: AfD, Pegida etc.)? Damit verbunden wurde ganz praktisch gefragt, ob wir eine Moderatorenausbildung brauchen oder ob wir nach dem Prinzip „learning bei doing“ vorgehen und einfach anfangen. Welche Ausbildung erfordert partizipative Arbeit künftig vom Museumspersonal? An dieser Stelle wurde auf die Bedeutung der Vorbereitungsphase von partizipativen Projekten sowie die Bedeutung der eigenen Haltung hingewiesen.

Partizipative Arbeit im Museum bedeutet bereits eine Haltung, die jedoch nur Früchte tragen kann, wenn sie während der Umsetzung kontinuierlich (selbst)kritisch reflektiert wird. Insgesamt konnten sich die Tagungsteilnehmer*innen darauf einigen, Partizipation gleichermaßen als Notwendigkeit wie Motivationsschub ihrer Museumsarbeit zu sehen.

10.11.2018 Exkursion

Am dritten Tagungstag stand wie üblich die Exkursion auf dem Programm. Erste Station war das **Museum Judengasse**, wo Susanne Kößling, Ausstellungsleiterin des Jüdischen Museums Frankfurt und Chefkuratorin der Dauerausstellung im Museum Judengasse, die neue Dauerausstellung vorstellte.

Das Museum Judengasse gehört zum Jüdischen Museum Frankfurt. Es entstand, nachdem 1987 bei Bauarbeiten für ein postmodernes Bürogebäude der Stadtwerke Frankfurt am Main Fundamente von 19 Häusern der ehemaligen Judengasse entdeckt worden waren. Die Judengasse war von 1462 bis Anfang des 19. Jahrhundert das Ghetto der Frankfurter Juden. Sie gilt als ältestes Ghetto in Europa und herausragendes Zentrum jüdischen Lebens. Gleichzeitig war sie trotz Ausgrenzung eng mit der übrigen Stadt verflochten. Ursprünglich sollten die 19 Fundamente verzeichnet und abgerissen werden. Der Protest von Bürger*innen führte zum Kompromiss, dass elf Gebäude abgetragen und fünf davon in einem in dem Bürogebäude einzurichtenden Museum präsentiert werden. Im Jahr 1992 wurde das Museum mit Dauerausstellung eröffnet. Mit der angrenzenden, 1996 eingeweihten Gedenkstätte Neuer Börneplatz und dem ebenfalls benachbarten ehemaligen jüdischen Friedhof bildet das Museum in unmittelbarer Nähe des Standorts der ehemaligen Synagoge am Börneplatz einen herausragenden Gedächtnisort für die Jüdinnen und Juden Frankfurts. 2016 nun wurde die neukonzipierte Dauerausstellung eröffnet. Ihr Thema ist der Alltag in der Judengasse in der Frühen Neuzeit. Die Leitfragen lauten: Wer waren die Bewohner*innen der Judengasse? Wie lebten sie in der Judengasse und in welchem Verhältnis lebten sie zur Stadt Frankfurt und zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation sowie deren Repräsentanten?

Der Raum, der die Ausstellung eröffnet, ist um ein Modell der Judengasse arrangiert. In ihm wird die Geschichte des Ortes bis in die Jetztzeit dargestellt, wobei das Modell um einige wenige ausgesuchte Objekte und Fotografien (Lichtkästen) sowie einem Puzzle als interaktives Angebot v. a. für junge Besucher*innen ergänzt wird. Ein Tageslichtausblick stellt die unmittelbare Verbindung zum Ort mit dem Friedhof und der Gedenkstätte her.

Der Weg zu den fünf Hausfundamenten, die nach wie vor den Mittelpunkt der Dauerausstellung bilden, führt über eine Empore. Hier werden in schwarzen runden Turmvitrinen und an schwarzen runden interaktiven Stationen für junge Besucher*innen Objekte, die aus der Judengasse stammen, präsentiert und erläutert. Sie geben Einblicke in die Vorstellungswelt der Menschen, die in der Frühen Neuzeit in der Judengasse gelebt haben. Die Objekte wurden aus den Wohnungen geholt, als die Judengasse in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgerissen wurde. Sie gelangten in den Bestand des 1922 eröffneten und 1938 zerstörten Museums Jüdischer Altertümer, der zu einem großen Teil ebenfalls zerstört wurde, während ca. 1.000 Gegenstände ins Historische Museum Frankfurt kamen.

Die Exponatbeschriftungen befinden sich innerhalb der Vitrinen auf kleinen runden Monitoren, die von einem dezenten Knopf außerhalb der Vitrine bedient werden können. Hier kann als Sprache Deutsch oder Englisch ausgewählt werden. Angeboten werden ein bis drei Themen zur Kontextualisierung des Objekts, die jeweils über eine Frage und die dazugehörige Erklärung vermittelt werden. Angegeben wird, aus welchen Häusern die Objekte stammen und wie sie genutzt wurden. Der Weg der Objekte aus den Häusern der

Judengasse in das Museum Judengasse wird nachvollzogen, eine religions- wie kultur- oder kunsthistorische Einordnung vorgenommen.

Hervorzuheben ist auch die Beleuchtung filigraner Details von Objekten mithilfe kleiner Spiegel.

Der Einbau der fünf Häuserfundamente in das Bürogebäude blieb von der Neukonzeption der Dauerausstellung unangetastet. Der Unterschied zwischen alter und neuer Dauerausstellung besteht darin, dass die Fundamente ursprünglich als Grabungsbefunde ohne Inhalte gezeigt wurden. Diese werden nun ergänzt, um, wie Susanne Kößling sagte, die Fundamente mit Leben zu erfüllen und die Vorstellungskraft der Besucher*innen zu befeuern. Auf der Grundlage erhaltener Akten über die Judengasse wie auch der erhaltenden Objekte wurden die Geschichten der fünf Häuser und ihrer Bewohner*innen eingehend erforscht, die Ergebnisse werden nun unmittelbar in den Fundamenten präsentiert. Neben Exponaten vermitteln Modelle der Häuser wie auch kleine Bücher zu jedem Haus, was mittlerweile über die Judengasse bekannt ist. Ein Eindruck davon bieten die digitale Plattform <http://www.judengasse.de/> über Häuser, Personen, Familien, Berufe wie das Online-Portal Museum Judengasse. Geschichte des ersten jüdischen Ghettos Europas (<https://artsandculture.google.com/exhibit/2gIyqTh9mGztKQ?hl=de>).

Für den Besuch des Deutschen Architekturmuseum wechselten die Teilnehmer*innen des Exkursionstages die Mainseite hinüber, direkt in das Herz des Frankfurter Museumsufers, dem musealen „Schaufenster“ der Stadt.

Im **Deutschen Architekturmuseum** gab Kurator Yorck Förster anschließend einen theoretischen Überblick über die Ziele, die dieses Museum seit seiner Gründung 1984 verfolgt: Es ist kein Frankfurter Architekturmuseum (auch wenn die Stadt sein Träger ist) und keines zur allgemeinen Geschichte der Architektur (auch wenn es dazu einen Überblick in Gestalt großer Dioramen gibt), sondern ein Diskussionsforum über globale Architektur heute für die ganze Gesellschaft – und damit höchst partizipativ. Etwas unklar blieb die genauere Ausrichtung der partizipativen Formate. Stattdessen war im Anschluss an die Ausführungen Försters noch Zeit, unter anderem die sehr spannende Entwicklung der Frankfurter Innenstadtsanierung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in einer aktuellen Sonderausstellung zu verfolgen.

Einen sehr aufschlussreichen Einblick in die seit 2009 bestehende Dauerausstellung des **Deutschen Filmmuseums** ermöglichte zum Abschluss des Exkursionstages Daniela Dietrich, Leiterin der museumspädagogischen Abteilung des Hauses. Anstelle der filmhistorisch ausgerichteten Dauerausstellung von 1984 versucht die jüngere Präsentation einen wirkungsästhetischen Zugriff auf das Thema: Was fasziniert(e) die Menschen am Medium Film gestern und heute? Dieser Zugriff erfolgt, auch räumlich, auf zwei Ebenen: jener des filmischen Sehens und jener des filmischen Erzählens. Während die erste Ebene die Faszination „Film“ aus der Faszination am Experimentieren mit dem (bewegten) Bild anhand einer Vielzahl originaler Apparaturen (Spiegel, Guckkästen, Stroboskope, Laternae magicae etc.) und Mitmach-Stationen herleitet und die Ursprünge des Films als Jahrmarktssensation unterstreicht, erläutert die Abteilung „filmisches Erzählen“ jene Gewerke, die einen Film bis heute zum besonderen Erlebnis machen: Schauspiel, Ton, Bild und Montage. Im Zentrum dieses Ausstellungsbereichs vermittelt ein Kino anhand von Ausschnitten aus Filmklassikern die entscheidende Wirkung der Bestandteile filmischen Erzählens. Zum Abschluss gab Dietrich noch einen Hinweis auf ein neues partizipatives

Projekt des Museums: einen von Jugendlichen entwickelten Multimedia-Guide für diese Zielgruppe.

Fachgruppenangelegenheiten

Thema waren hier die beiden nächsten Tagungen der Fachgruppe, erstens die **Frühjahrstagung im Rahmen der DMB-Jahrestagung vom 5. bis 8.5.2019 in Dresden** mit der Gedenkstätte Münchner Platz der Stiftung Sächsische Gedenkstätten als Tagungsort, zweitens die **Herbsttagung der Fachgruppe. Diese soll vom 14. bis 16.11.2019 am Stadtmuseum Halle** stattfinden. Die Frühjahrstagung greift das Thema der Jahrestagung auf – es soll um Besucherforschung gehen, wozu gerade eine Leitfaden des DMB erscheint – und wird von den Beiratsmitgliedern der Fachgruppe Dr. Claudia Gemmeke und Dr. Susanne Sommer vorbereitet.

Das Thema für den Herbst ist dagegen noch offen. Vorgeschlagen wurde wegen oder trotz des Jubiläums 30 Jahre Mauerfall eine Beschäftigung mit der DDR-Geschichte aus gesamtdeutscher Perspektive bzw. der deutsch-deutschen Teilung in Geschichtsmuseen, wobei der spezielle Ansatz oder Zugriff noch sorgfältig herauszuarbeiten ist und wie sich das Thema fassen lässt.

Die Diskussion über den Themenvorschlag verlief sehr angeregt. Sie brachte zahlreiche Impulse:

- Frage nach Zäsuren wie 9.11.1989 oder 11.9.2001 und wie Museen damit umgehen? deren Einfluss auf die Stadtgesellschaft, z. B. Putsch in der Türkei?
- Erweiterung um europäische Perspektive und Austausch mit ausländischen Kolleginnen und Kollegen
- Arbeit mit Zeitzeug*innen, die hier noch zahlreich zur Verfügung stehen; Frage nach dem methodischen Umgang mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen als Ansatzpunkte
- Erweiterung des Themas auf Zeitgeschichte im Museum; Zeitenwenden – Zeitzeug*innen – Zeitgeschichte
- Mauerfall und Wiedervereinigung als Epochenbruch im eigenen Leben, Museumsleute sind auch Zeitzeug*innen
- Thema Sammeln als Ansatzpunkt
- Auswirkungen des Endes der deutsch-deutschen Teilung auf die Städte, z. B. Abzug der Besatzungsmächte?
- welche Rolle spielt ostdeutsche Geschichte in westdeutschen Museen und umgekehrt?
- Geht ostdeutsche Geschichte nur ostdeutsche Museen an oder ist sie eine gesamtdeutsche Frage? Geht es um die Geschichte der DDR oder um die der deutsch-deutschen Teilung?
- alte Bande zwischen den beiden Teilen Deutschlands, Städtepartnerschaften, Parallelgeschichten als Ansatzpunkte
- Frage, der Repräsentanz im Museum und wessen Geschichte im Museum erzählt wird, z. B. die der aus der DDR geflüchteten oder ausgereisten oder nach Mauerfall und Wiedervereinigung aus Ostdeutschland umgezogenen Menschen in westdeutschen Museen? Frage der Binnenmigration/Wanderung innerhalb Deutschlands

- Darstellung der deutsch-deutschen Teilung in westdeutschen Museen in Grenznähe?
- Wie muss Zugriff der Tagung sein, damit Museen ohne unmittelbaren regionalen Bezug zu Ostdeutschland Interesse an dem Thema finden?
- Zugriff nicht aktivistisch / vielmehr methodisch, übergreifender / komplett anders / konkrete Fragestellung
- Frage nach Demokratie und Demokratieverständnis; wie gelingt es Museen, Demokratie zu stabilisieren? Wie gehen wir mit diesem Auftrag um?
- Unterscheidung gesellschaftliches und museales Thema

Der Beirat, insbesondere Dr. Claudia Gemmke und Dr. Susanne Sommer werden das Thema bis zum Sommer 2schärfen und in einen Call for Papers fassen.

Protokoll:

6.12.2018 gez. Susanne Feldmann, Andreas Weiß,